

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 42

Artikel: Die grosse Hemmung [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gebruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

16. Oktober

Der Herr Oktober.

Don August Corrodi.

Der Herr Oktober
Versenkt sein Näschen
Rot wie Zinnober
Zierlich ins Gläschen.
Er schlürft behaglich
Mit vollen Lippen;
Es ist unsaglich,
Wie fleißig sein Nippen.

Ich seh' ihn gerne
In seinem Kleide
Mit goldnem Sterne
Auf roter Seide.
Sein Bäuchlein rundlich,
Saft wie sein Säßchen,
Sein Antlitz gesundlich
Wie der Wein im Gläschen.

Mit leisem Wanken
Geht er am Stabe
In tiefen Gedanken
Zu seinem Grabe.
November, du grober,
Tölpischer Bauer,
Mach ja dem Oktober
Das Sterben nicht sauer!

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabold.

11

In Genf fand Madame Balandrau in einer Schweizerfamilie, die mit Colettes Eltern eng befreundet war, die beste Aufnahme. Durch die Vermittlung dieser Leute schrieb sie an einen deutschen Stabsarzt in Freiburg, um Auskunft über Renés Aufenthaltsort zu erlangen. Um keine Zeit zu verlieren, fuhr sie bis Bern, wo sie auf der deutschen Gesandtschaft um die Erlaubnis nachsuchte, nach Deutschland reisen zu dürfen, sobald sie vernehmen sollte, in welchem Spital ihr verwundeter und gefangener Gatte gepflegt wurde. Sie erhielt den Paß ohne Schwierigkeiten; die andere ersehnte Auskunft kam erst nach bald zwei Wochen, lautete unbestimmt, aber nach dem Dafürhalten des Arztes mußte der verwundete Hauptmann in Konstanz im Militärspital liegen. Silda nahm kurz entschlossen den Morgenschnellzug und fuhr zur Grenzstadt am Bodensee.

Als sie im Zuge saß, der so sanft dahinrollte, da kam es ihr vor, nun sei alles gut, René befinde sich sicher in Konstanz; er war nun gerettet, konnte nicht mehr zur Front zurück, und das war ihr eine Beruhigung. Weiter zu denken, zu grübeln, zu erwägen, vermochte sie nicht mehr, ihr Gehirn war so müde von den vielen Kämpfen, daß es nur noch der besten Hoffnung Raum geben konnte. Sie lehnte sich zurück, schloß die Augen und hätte schlafen mögen, konnte es aber nicht, denn der Geist war noch zu sehr aufgereg. Das sanfte Wiegen und Rollen kam ihr wie eine Musik vor, wie ein Gesang, der nur vom Frieden tönte. Alle

Trübsal schien weggewischt. Sie gab sich dieser Täuschung dankbar hin. Der Nebel, der draußen die Landschaft bedeckte, schien auch ihren Geist in gütige Schleier zu hüllen. In diesem angenehmen Dämmer fuhr sie bis Lausanne dahin, aber da verließen die meisten Mitreisenden den Zug und andere stiegen ein. Zwei Herren nahmen ihr gegenüber Platz und begannen ein eifriges Gespräch. Sie verhandelten die Gründe über den Petroleummangel in der Schweiz, kamen auf die bedenklichen Folgen des Krieges für die Uhrenindustrie zu reden, kritisierten die Militärverwaltung in der Eidgenossenschaft und waren auf den General nicht gut zu sprechen. Das war ihr nichts Neues, denn auch ihre Bekannten in Genf zeigten für den Oberbefehlshaber in der Schweiz keine Sympathie, da sie sagten, er sei ein Preußenfreund und kein populärer Schweizer. Die beiden Nachbarn fürchteten sogar Schlimmeres, aber bald unterhielten sie sich nur noch über das Elend, das in Belgien herrsche, denn der eine der Herren schien eben aus Brüssel zurückgekehrt zu sein, wo er vor dem Kriege ansässig gewesen. Was er von seinen Erlebnissen zu schildern wußte, blies wie ein rauher Wind in Sildas Ruhe. Sie spürte es, wie die Schamröte in ihre Wangen stieg, denn sie schämte sich in diesem Augenblicke ihres deutschen Blutes. Der alte Herr sprach so einfach, daß sie an keinem seiner Worte zweifelte. Die Willkür der deutschen Offiziere, die sich in Belgien in ihrer ganzen Rücksichtslosigkeit zu offenbaren

schien, empörte sie. Sie wagte kaum zu atmen, so schämte sie sich. Es kam ihr vor, diese Schmach könne Deutschland nie mehr abwaschen.

Der Kellner meldete, die table d'hôte werde im Speisewagen serviert. Der jüngere der Herren machte den Vorschlag, hier zu essen, der ältere aber schüttelte den Kopf:

„Ich nicht! Wenn ich einen Louisdor zu viel habe, dann kann ich ihn besser anwenden als im Speisewagen, ich habe eine Waise aus Flandern angenommen.“

Nun sprachen sie nur noch von geschäftlichen Dingen. Hilda öffnete die Augen und betrachtete lange den Schweizer aus Brüssel. In Freiburg stieg er aus, sie konnte nicht anders als ihm noch lange nachblicken. Von Bern ab änderte sich die Reisegesellschaft. Sie hörte sogleich, daß hier die Sprachgrenze war, denn die neuen Mitfahrenden, die sich ihr gegenübersehten, sprachen Schweizerdeutsch. Der Nebel war verflogen, die Sonne schien in die verschneite Landschaft. Im Zuge wurde es stille, alle hielten Mittagschlaf und nun fielen auch ihr die Augen zu. Sie erwachte erst wieder in Olten. Ihr Gehirn begann von neuem zu arbeiten, der Krieg war nicht aus, der Kampf begann ungeschwächt, denn hier im Kopfe standen die Reserven wie auf den Schlachtfeldern. Je näher sie der Grenze rückte, je ängstlicher wurde sie. Vielleicht war René schwer verletzt, denn sie konnte sich denken, daß er sich nicht ohne verzweifelte Gegenwehr ergeben. Sie hatten ihm gar ein Bein oder einen Arm abgenommen — oder er war gar nicht in Konstanz und niemand konnte ihr die Auskunft geben, wo er lag. Von Winterthur ab wollte die Reise kein Ende mehr nehmen, es war Nacht und der Frost drang ihr durch alle Glieder. Aber noch schlimmer als das waren die bösen Ahnungen, die sie nicht verlassen wollten. Als sie endlich ankam, todmüde und gerädert, graute ihr vor der Nacht im Hotel, aber ein gütiger Schlummer nahm sie in seine Arme und hielt sie bis um vier Uhr, dann war es mit dem Schlafe aus und sie ersehnte den Tag, um sich aufzumachen und den Gatten zu suchen.

Sie dachte an Colette. Ihre frühere Schüchternheit war von ihr gewichen; um die Besuchsstunden kümmerte sie sich nicht, als es acht Uhr war, stand sie im Spital und — wünschte mit dem Arzte zu sprechen, an den man sie von Freiburg aus empfohlen hatte. Es schien ihr eine Ewigkeit, bis er kam, aber als er vor ihr stand, da hatte sie sogleich das Gefühl, das ist ein edler Mensch. Sie frug hastig:

„Ist mein Mann, der Hauptmann Balandrau hier?“

„Gewiß, Frau Hauptmann“

„Gott sei Dank! Kann ich ihn sehen, Herr Doktor?“

„Heute nachmittag um zwei Uhr, er wird eben verbunden.“

„Ist er gefährlich verletzt?“

Sie sah wohl, wie der Arzt im Zweifel war, was er antworten sollte, und sie bat darum nochmals: „Bitte, sagen Sie es mir.“

„Ja, der Hauptmann ist sehr schwer verwundet worden. Zuerst schien es nicht so gefährlich, aber vorgestern mußten wir noch eine Operation vornehmen. O, Sie dürfen sicher sein, es kommt bald besser, denn wir haben hier einen vorzüglichen Chirurgen, alles ist ausgezeichnet gelungen.“

Hilda war so weiß wie die Bluse des Arztes. Sie

vermochte kaum zu sprechen, die schöne Frau dauerte den Assistenzarzt, darum tröstete er eifrig:

„Seien Sie ganz unbesorgt, Frau Hauptmann, die Operation ist absolut vorzüglich gelungen und bei der Konstitution Ihres Herrn Gemahl darf man absolut guter Hoffnung sein. Freilich, schwach ist unser Patient, sehr schwach.“

„Mein Gott, wo ist er denn verwundet?“

„Im Unterleib. Gedulden Sie sich bis zum Nachmittag, dann können Sie ihn sehen, vorher ist es unmöglich, der Oberarzt kann jeden Augenblick kommen.“

Er sprach noch weiter, aber Hilda sumnte es im Kopfe, sie verstand kein Wort mehr und wußte kaum, wie sie wieder aus dem Spital gekommen. Mechanisch bewegte sie sich vorwärts und wandte so eigentümlich, daß sich manch einer nach ihr umdrehte auf der Straße. Sie wußte nicht, wohin ihre Füße sie trugen, der Kopf schien ihr wie leer. Sie stand auf einmal am See, über dem ein klarer, kalter Morgen sich ausbreitete. Das eigentümliche Summen in den Ohren wollte nicht aufhören und ihre Füße wurden so schwer, daß sie sich auf die erste Bank sinken ließ. Der eisige Nordwind, der sie umpfiff, brauchte lange, bis sie aus ihrem dumpfen Dahinbrüten erwachte und, vom Frost geschüttelt, aufzustehen versuchte. Klappernd schlugen ihre Zähne zusammen, in der eisigen inneren Kälte schienen ihre Glieder zu erstarren, sie vermochte sich nicht zu erheben. Es kam ihr vor, ihre Augen müßten erfrieren; schmerzend drückte sie sie zusammen, ein Alp lastete auf ihr, ein Alp aus lauter Eis. Sie sah sich wie hilflos um, als müsse sie erfrieren, wenn nicht irgend jemand sie aus diesem schrecklichen Zustande riß. Aber es kam kein Mensch daher und sie erhob sich plötzlich wie von selbst, sank aber wieder auf die Bank zurück und erhob sich ein zweites Mal. Wie um dem Erfrieren zu entinnen, schlotternd am ganzen Körper, eilte sie in einem seltsamen Zickzack dem Hotel zu. Dort angekommen, warf sie sich aufs Sofa und schlief ein. Als sie erwachte, war es Mittag. Sie spürte keinen Hunger, aber einen großen Durst, und ihr Kopf brannte, während die Hände Eis schienen. Als sie einige Tassen Tee genossen, fühlte sie sich wohl und gestärkt und eilte ins Spital.

Der Krankenwärter, der sie empfing und zu ihrem Gatten führte, erzählte, es gehe heute dem Herrn Hauptmann bedeutend besser, aber sie dürfe nicht viel mit dem Kranken sprechen. Und endlich stand sie am Bette ihres geliebten René.

Ernst, unruhig schauten sie zwei große Augen aus einem abgemagerten Gesichte an. Dieses Antlitz schien ihr fast fremd im ersten Augenblicke, denn eine rote, vernarbte Wunde zog sich vom Haarrande über die Stirne zur Nasenwurzel. Hildas Augen konnten nicht anders, als immer wieder diese prächtige Krieger-Marbe betrachten. Das Antlitz, trotz der hohlen Wangen, erschreckte sie nicht, denn die feine Röte des Fiebers überhauchte es. Aber die Augen verrieten ihr alles. Sie glänzten unnatürlich und die Haut war so zart, so durchsichtig, daß man an den Schläfen die Venen sah wie bei einem Kinde. Sie fühlte einen Krampf im Herzen, so fremd und schön erschien ihr René, ganz anders wie sie es vermutet. Sie lächelte ihn an, faßte seine Linke, die unbeweglich auf der Decke lag. René erwiderte

ihren Händedruck nur flüchtig. Sie fühlte es, daß eine große Schwäche seinen ganzen Körper ermattet und daß nur im Gehirn das Leben wallte.

René frug sogleich: „Eh bien, ist der Sieg nicht großartig? Und meine Medaille? Hat man dir verboten, sie mir zu bringen? Ah, der Neid! Der Neid! Man fürchtet noch den Kampfunfähigen — man beneidet ihn um seinen wohlverdienten Lohn.“

Er sprach im Fieber, sie wußte es, aber der Eindruck seiner Stimme schlug in ihr Herz ein. Die Tränen standen ihr in den Augen, er bemerkte es nicht, wartete ihre Antwort nicht ab, sondern drängte:

„Es ist gut, daß man endlich doch dich zu mir ließ, meine Drohungen haben etwas gefruchtet. Nun aber mußt du mir das Ehrenzeichen verschaffen, denn sie haben mich von allen weggerissen, um meine Dekoration zu verhindern. Toffre wollte sie mir selbst geben, der große Toffre! Mon Dieu, wie sie kleinlich sind, deine Stammesgenossen —. Aber nun geh, geh und komme nicht wieder ohne die Militärmedaille. Geh, Hilda, es ist deine Pflicht — ah mon Dieu.“

Sie durfte nicht länger bleiben. Dieses erste Wiedersehen schmetterte sie zu Boden, aber sie raffte sich mit aller

Kraft wieder auf. Der Krankenwärter tröstete, das sei nur das Fieber und sie möge sich nicht ängstigen, denn in einigen Tagen sei dies vorüber. Hilda schrieb sofort an den französischen Botschafter in Bern und frug an, ob man dem Schwerverwundeten und gefangenen Hauptmann Balandrau das Ehrenzeichen senden könnte, da, wie sie gelesen, ihr Gatte vom Generalissimus hätte dekoriert werden sollen. Einen zweiten Brief sandte sie an Colette und einen dritten an die Genferfamilie.

Von einem ebenfalls verwundeten Kameraden René's, der hier im Lazarett lag, vernahm Hilda, mit welchem Heldennute ihr Gatte bis zum letzten Augenblicke seine Batterie verteidigt hatte im Elsaß. Sie konnte wirklich stolz auf ihren René sein, aber die Angst um sein Leben beherrschte sie ganz. Als das Fieber vorbei war, der Arzt bester Hoffnung, sie aber verbrachte Tag um Tag in Bangen, denn der Kranke glich eher einem Toten als einem Lebendigen, so sehr war er zusammengefallen. Er war so schwach, daß er die Augen nicht öffnen konnte. Der Arzt sprach ihr aber so Mut zu, daß das Vertrauen auf den guten Ausgang nicht von ihr weichen wollte.

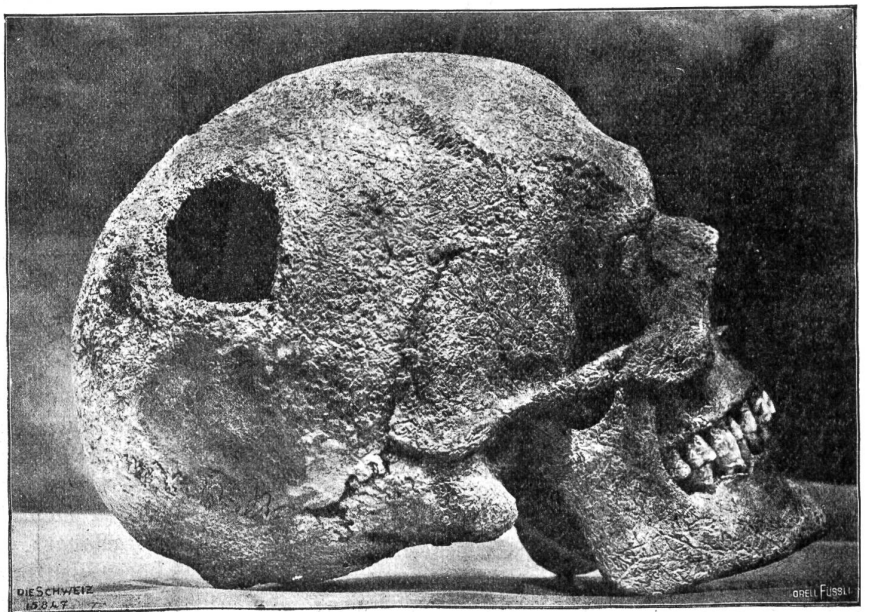
(Schluß folgt.)

Aus der Geschichte des bernischen Irrenwesens.

Eine Buchbesprechung von O. K.

Vor kurzem wurde der bernische Büchermarkt um ein wertvolles kulturgeschichtliches Werk bereichert, das jeden Freund unserer Geschichte aufs lebhafteste interessieren wird und weite Beachtung verdient. Der Verfasser*) macht uns mit einem fast unbekannten und unerforschten Gebiet aus dem alten Bern bekannt. Er hat das bis jetzt brach auf unserem Staatsarchiv gelegene Material zu einer Geschichte des bernischen Irrenwesens verarbeitet. Es ist ein sowohl historisch wie kulturell und psychologisch interessantes Buch. Wohl bestehen bereits Abhandlungen über dieses Thema, so Imoberstegs Inselbuch und die Schriften von Meßmer. Allein diese berichten uns bloß über die Zeit nach der Eröffnung des Tollhauses, während Morgenthaler die Geschichte des bernischen Irrenwesens von ihren Anfängen bis zum Zeitpunkt der Eröffnung des Tollhauses 1749 behandelt. Zum bessern Verständnis der eigentlichen Geschichte des Irrenwesens gibt der Verfasser einleitend einen gedrängten Ueberblick über das Medizinal- und Fürsorgewesen Berns. Obwohl nicht zum eigentlichen Thema gehörend, können wir uns nicht versagen, einiges aus diesem Kapitel wiederzugeben. Das alte kriegerische Bern hatte nichts übrig für Armen- und Krankenpflege, so daß dieses Gebiet einzig von der Kirche gepflegt werden mußte. Diese wurde denn auch im 13. und 14. Jahrhundert stark unterstützt und mutete dem Bürger bald viel Lasten zu. Morgenthaler stellt die in Bern tätig gewesenen Orden zusammen und vermittelt uns dabei

manch Wissenswertes. So interessieren uns namentlich die Standorte der verschiedenen geistlichen Orden und der weltlichen Spitäler. Ein Plan der Stadt gibt uns hierüber eine gute Uebersicht. Da, wo heute das Stiftgebäude steht, befand sich das Haus des einflußreichen Deutschordens. Außerhalb der Stadtmauern, ungefähr am Standorte der Heiliggeistkirche, hatten die Brüder des heiligen Geistes ihr Kirchlein und Klösterlein errichtet und waren gar mildtätig gegen die Armen. Durch Absonderung entstand mit der Zeit das obere Spital (so genannt wegen seiner Lage



Trepanierter Schädel. Gefunden im Gräberfeld zu Münzingen, nach Widmer-Stern aus der Latène-Periode (ca. 400 v. Chr. bis 100 n. Chr.) stammend. Operativer Eingriff in die Hirnschale, um die bösen Geister in den Geisteskranken frei zu machen.

*) Dr. W. Morgenthaler, Arzt an der Waldau bei Bern: Bernisches Irrenwesen. Von den Anfängen bis zur Eröffnung des Tollhauses 1749. Bern, Verlag Dr. G. Grunau, 1915. Preis Fr. 3.20.